

# VIERTELJAHRSHEFTE FÜR ZEITGESCHICHTE

5. Jahrgang 1957

1. Heft/Januar

HERMANN HEIMPEL

## GESCHICHTE UND GESCHICHTSWISSENSCHAFT<sup>1</sup>

**M**an hat das 19. Jahrhundert das naturwissenschaftliche und historische Jahrhundert genannt. Das 20. Jahrhundert ist das Jahrhundert der Physik, aber ist es noch das Jahrhundert der Geschichte? Es sei erlaubt, die Antwort für unser eigenes Land zu suchen.

Vieles kam zusammen, um im 19. Jahrhundert die gegensätzlichsten Strömungen zum „Fahrwind“ einer historischen Weltbetrachtung zu machen: die Vorarbeit der Aufklärung für eine von Bibel und Dogma nicht mehr beherrschte Ansicht von der Geschichte; die Rezeption der Herderschen Ideen, besonders in der die Gefühle von Sturm und Drang disziplinierenden Goetheschen Wendung zu „deutscher Art und Kunst“; der Kampf gegen Napoleon Bonaparte, wobei die den Historismus erst ermöglichende Aufklärung vom historischen Denken in ihre Schranken gewiesen wurde; das von der Zeit erzwungene Bündnis von revolutionärer Volksidee, altständischem Leben und „Restauration der Staatswissenschaften“. Die nachklassische und nachromantische Epigonenzeit wird die große Zeit der Historiker, nämlich des Zusammenfallens der nationalen Verfassungs- und Einheitsfragen mit dem Übergang zur strengen Sachforschung, zur Geschichtswissenschaft. So gegensätzlich die deutschen Kräfte um 1848 waren, alle lenkten auch sie die Gedanken in die Geschichte: Erbkaiserliche und Großdeutsche, Liberale und Katholiken, legitimistisches und ständisches Beharren und, infolge der anthropozentrischen und historischen Art des Deutschen Karl Marx, auch der sozialistische Sturmruf. Und zugleich wurde der Weg von der philosophischen und dichterischen Gesamtschau der Vergangenheit zur Geschichtswissenschaft weiter gegangen, überall wurde der zweite Schritt getan: von Novalis und Görres zu Ranke und Waitz. Diese Koinzidenz von politischem Antrieb und Verwissenschaftlichung der Geschichte setzte sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erst recht durch in dem staatlichen und preußischen Auffangen der liberalen Gedanken, in der Bismarckschen Lösung

<sup>1</sup> Der hier folgende Abdruck gibt den Eröffnungsvortrag des deutschen Historikertages zu Ulm im September 1956 wieder. Nur einige auf den Anlaß bezügliche Sätze und Worte sind weggelassen worden. Der Vortrag wird gleichzeitig und zusammen mit dem Protokoll der Tagung veröffentlicht werden. Da er in dieser Form viele unserer Leser nicht erreichen wird, und da nach 4-jähriger Durchführung unseres Programms eine so weitgespannte Besinnung auf Grundfragen im Verhältnis von Gegenwart und Geschichte besonders willkommen sein wird, freuen wir uns, ihn an die Spitze des 5. Jahrgangs setzen zu können. (Hg.)

der deutschen Frage. Wie vorher die deutsche Sehnsucht, so wird nun ihre Erfüllung, schließlich auf der national-liberalen Mittellinie, in die Geschichte gezogen. Diese Entwicklung der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert war flankiert und gestützt durch den historischen Charakter der Nachbarwissenschaften: durch historische Theologie, ja Auflösung der Theologie in Geschichte, durch die historische Rechtsschule seit Savigny, durch die historische Schule der Nationalökonomie seit Roscher, durch die historische Richtung der Philologen seit Grimm und Boeckh, durch das Entwachsen der Kunstgeschichte aus der Künstlergeschichte seit Springer. Überall ging es um Geschichte, zumal gegenüber der sozialen Frage konservative Kräfte sich der mittelalterlichen, stadtwirtschaftlichen, zünftischen und merkantilistischen Vergangenheit erinnerten: Gustav Schmoller. Der Kampf um das Vaticanum und der Kulturkampf geben dem historischen Jahrhundert die katholische Note hinzu. Es wäre nicht schwer, auf dieser Szene dem Historienbild, dem historischen Drama und der historisierenden Baukunst ihren Platz anzuweisen.

Und das 20. Jahrhundert? Die Kulissen sind abgeräumt, und die Seitenstützen schwach geworden. Wer möchte historische Gemälde malen? Bei bedeutenden wirtschaftshistorischen Leistungen moderner Nationalökonomien war doch die historische Schule der Nationalökonomie fast verschwunden. Das Studium des römischen Rechtes ist an den Rand des juristischen Studiums gedrängt, und die Sachsenspiegellexegese ist nahezu abgeschafft. Am deutlichsten ist dieses Ausrinnen der Geschichte aus den Wissenschaften in der zugleich antiliberalen und anti-historischen Revolution der protestantischen Theologie, mit der Karl Barth gegen Harnack den Triumph von David Friedrich Strauß und die Not von Ernst Troeltsch überwunden hat. Auch die Philologen erleiden eine gewisse Enthistorisierung. Biographie, politisch-historischer Zusammenhang, Geistesgeschichte stehen zurück gegen eine reine Analyse der „Dichtung als Kunstwerk“.

Die Geschichte rinnt aus den Wissenschaften aus. Für unser Urteil über Geschichte und Geschichtswissenschaft kommt daher alles auf die Geschichtswissenschaft selbst an.

Auch hier ist, mitten in einem emsigen Lehr- und Forschungs-, Zeitschriften- und Institutsgründungsbetrieb, der Ton des Mißvergnügens an der Geschichte nicht zu überhören. Es hat seine Wurzeln im historischen, im 19. Jahrhundert selbst. Ich weiß nicht, ob und wie sich Wilhelm Wattenbach in Berlin geärgert, ob und wie sich Georg Waitz in Göttingen beunruhigt hat, als und wenn sie Friedrich Nietzsches Frage nach „Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ vernahmen. Wie auch immer, die Basler Betrachtung war unzeitgemäß genug, um der Zeit im Halse stecken zu bleiben: Nietzsches Taedium historiae wird der Stachel, das böse Gewissen oder die Verführung der Geschichtswissenschaft, den vom Ballast des Gedächtnisses nicht mehr gekränkten Willen zum Leben und schließlich zur Macht in die Geschichte zurückzuwerfen und aus ihr einen voluntaristischen Mythos zu machen. So donnerte vor noch nicht zwanzig Jahren im Namen Nietzsches Walter Frank einen in seiner inneren Unsicherheit recht wehrlosen Historikertag an, die „Zunft“ im Namen der „Nation“.

Eine kritische Unruhe gegenüber der Geschichte hat uns das historische Jahrhundert durch den zweiten Basler Unzeitgemäßen, durch Jacob Burckhardt übermachtet. Seine großen Stunden kamen in Deutschland, als die Zusammenbrüche von 1918 und 1945 das deutsche Geschichtsbewußtsein sturmreif machten für die beharrlichen und lange überhörten Proteste des Weisen aus Basel gegen sein Jahrhundert, gegen das liberale Fortschrittselement wie gegen den Primat der Machtgeschichte. Nun, zweimal, suchte die deutsche Bildungswelt ihren Trost bei dem härtesten Tadler ihres Staatsglaubens. Der ältere Ruhm des Ästheten Burckhardt steigerte sich zu der Wirkung des Moralisten. Enttäuscht, das erste Mal, in seinem Glauben an die Normalität der Zeit vor 1914, beschämt, das andere Mal, über das schließlich halb unbewußte Hinnehmen des nationalsozialistischen Reichsmythus, unterwarf sich der deutsche Geist der verspäteten Strafe aus Basel. Jetzt wurde die Macht gar noch „böser“, als Burckhardt sie „böse“ gefunden hatte, und müde der Berufungen auf die Geschichte, enttäuscht von dem Ausbleiben der Antwort auf falsche Fragen an die Geschichtswissenschaft, wollte man sich gern damit begnügen, „weise für immer“ geworden zu sein.

Dem 20. Jahrhundert ein *Taedium Historiae* anzutun, bedurfte es freilich nicht mehr der Lektüre Nietzsches und Burckhardts. Die Ideen des 19. Jahrhunderts hatten in Deutschland Geschichtschreibung und Geschichtsforschung erneuert, beflügelt, ermutigt, ins Große gewendet. Die Erschütterungen und Zusammenbrüche unseres Jahrhunderts, schließlich die bedingungslose Kapitulation und die ihr folgende tatsächliche Teilung Deutschlands, also die Zerschlagung sogar der im 19. Jahrhundert gewonnenen kleindeutschen Einheit, mußten die Historie entmutigen. Nietzsche litt unter einem Zuviel an geschichtlicher Betrachtung, an Historismus, wie Troeltsch sagen wird; das 19. Jahrhundert war überladen mit Geschichtswissenschaft, das 20. Jahrhundert ist überbürdet mit Geschichte. Der Geschichte wurde allzu oft und allzu lange die Gegenwart zum Opfer angeboten, der Gegenwart allzu oft innerhalb des Erlebnisbereiches miteinander lebender Generationen Notstand und Standrecht verkündet. Der von der Geschichte übermüdete Mensch ersehnt sich Urlaub von der Geschichte, er möchte entrinnen, wie schon Burckhardt entrinnen wollte, wenn er nach Italien ging, wo „so wenig Industrie“ sei und „soviel Bettelei“. Man kann aber nicht entrinnen. Wir müssen, nachdem wir uns die Geschichtsmüdigkeit weggeschlafen haben, endlich wieder zur Geschichte erwachen. Aber wir sollten den Traum von unserer Freiheit gegen die Geschichte nicht vergessen. Das Übermaß an Geschichte muß uns lehren, daß der Mensch, dieses einzige *animal historicum*, auch ein *animal metahistoricum* ist; daß die Würde des Menschen wohl in der Geschichte bewährt, aber auch gegen die Geschichte bewahrt werden muß. In diesem Sinne bekennen wir uns als Humanisten. Im Humanismus steckt immer ein Stück Antihistorismus; aber umgekehrt ist die geschichtliche Tiefe der Existenz ein Stück nachhumanistischer Humanität, und Nietzsches Sorge hat durch alles, was in ihrem Namen geschehen ist und geschieht, aufgehört unsere Sorge zu sein. Im Gegenteil – wir sind in den letzten zehn Jahren faktisch ein Volk ohne Geschichte geworden, durch Schuld und Schick-

sal. Dieser Zustand der Geschichtslosigkeit wird andauern, solange die Brücke des Bewußtseins über die Zeit von 1933 bis 1945 nicht wieder gebaut ist, solange wir diese Zeit behandeln, als wären wir damals nicht gestrauchelt und hätten damals eigentlich nicht gelebt, als müßten wir nicht jene Zeit in die Kontinuität unserer Geschichte einstellen. Nichts bedeuten gegen diesen notwendigen Brückenschlag methodische Einwände gegen die Zeitgeschichte. Ohne Zeitgeschichte können wir ältere Geschichtskunde nicht mehr betreiben, und die gefährlichste Form der Geschichtslosigkeit ist die gedankenlose Restauration. Sie nimmt der Geschichtswissenschaft die Autonomie und liefert sie dem Spiel von Aktionen und Reaktionen aus: Germano-manie, Germano-phobie.

Wir geraten in den Bereich der vielberufenen Geschichtsrevisionen.

Die Forderung nach der Geschichtsrevision ist allgemein. Zu allgemein für uns, daher einzugrenzen und zugleich in den Widersprüchen des Anliegens zu bezeichnen. Die laienhafteste, verbreitetste und offenbar dauerhafteste Geschichtsrevision ist noch immer die Kulturgeschichte. Weniger Schlachten, weniger Politik, mehr Kultur, die „großen Zusammenhänge“. Es ist der alte Wunsch, der sich seit Voltaire bis heute immer wieder für neu hält. Reinhard Wittram hat die Erklärung vorweggenommen: der Ruf nach der Kulturgeschichte ist ursprünglich der Ruf des Bürgers, der vor der geschlossenen Tür der Staatsaktionen steht. Somit ist die Tendenz nach der Kulturgeschichte immer auch ein Entrinnenwollen aus der Geschichte, der Wunsch nach der Geschichte ohne Schicksal. Aber die kulturhistorische Unruhe enthält doch mehr: vorgebildet in Burckhardts Abneigung gegen die Chronologie, gegen die „krepiereten Bataillen“, längst ausgesprochen in Goethes Abneigung gegen den Zufall, bedeutet sie das Anliegen einer Veranschaulichung und einer Rationalisierung der Geschichte. Solche Versuche sind im 19. Jahrhundert angestellt worden in der Form des Anschlusses an die exakten Wissenschaften, von Comte bis Lamprecht: vergangene Positionen, eingeholt durch die mit schneidendem Anspruch sich als Wissenschaft gebende Geschichtslehre von Karl Marx, zurückgerufen in die Eigenständigkeit der Geisteswissenschaften im Sinne von Dilthey, Rickert, Croce und Rothacker; in unseren Tagen ist dieser Ruf nach der Rationalisierung der Geschichte polemisch-prophetenhaft verkündet in Frankreich, von der Schule der Bloch und Fébvre, von der Schule der „Annales“, die über die widerwillig anerkannten „Faits“, das sind Burckhardts Facta, zu der Synthese einer anspruchsvoll so genannten *Historie Vivante* eilen, die vor allem auf die neue Wissenschaftlichkeit der historischen Statistik gegründet ist. Hier stellt sich, zumal im internationalen Gespräch, eine merkwürdig verspätete und doch notwendige Diskussion von neuem ein, als müßte der verstaubte Streit zwischen Lamprecht und seinen Gegnern sich erneuern.

Ein anderer Ruf: mehr außereuropäische Geschichte, nicht einmal „Weltgeschichte Europas“, sondern: „*Historia Mundi*“: Abkehr vom europäischen, europazentrischen Geschichtsbild. Das Europa, das in Amerika, im europäisch-asiatischen Rußland, in allen Indien, in Afrika das Gesetz des Handelns zu verlieren scheint, soll dieses Gesetz auch in der Wissenschaft abgeben. Aber auch im europäischen

Bereich müssen wir uns sagen lassen: History in a changing world, mit den Worten Barracloughs. Dann wird die Grenze Europas nach Osten verlegt und von neuem die Frage gestellt: was ist Europa, wo liegt Europa? Verwandt, aber von anderem Ausgangspunkt aus, ganz vom verschuldeten und doch als Unrecht erlittenen Schicksal her erwachsen, ist die in Deutschland zu erhebende Forderung nach „mehr Ostgeschichte“.

\*

Forderungen des Lebens, Forderungen der Wissenschaft. Aber die Forderungen des Lebens und die Forderungen der Wissenschaft decken sich nicht. Erkenntnis von Geschichte steht unter dem Gesetz der Spannung von geschehender und gewußter Geschichte, diese aber auch in dem Zusammenhang von außerwissenschaftlicher und wissenschaftlicher Erkenntnis. Wollen wir nach der Funktion fragen, welche die Geschichtswissenschaft gegenüber der Geschichte habe, so nennen wir die Formel: Vereinfachung. Die Vereinfachung des historischen Bewußtseins vollzog sich schon im späteren 19. Jahrhundert, spätestens in der Generation nach dem noch tief kulturgeprägten Treitschke. Die großen Wenden der Geschichte bewirken erst recht die großen Vereinfachungen: wo die Epoche begriffen wird, vereinfacht sich das Bild von der Geschichte; bis sich dann doch wieder der vom Kairos geschürzte Knoten als die Bindung der kompliziertesten Voraussetzungen und Folgen erweist. Das Einzelne, die Nuance, das Feine, das Leise, das Langsame, das nur aus der jeweils eigenen Zeit Erklärbare, das Unmittelbar-zu-Gott-Seiende, das eben darum Beständige tritt in den Epochen ins Dunkle, die großen Linien, das Grobe treten ins Licht.

Ein Beispiel dafür, wie Gegenwart zu einer die Vergangenheit vereinfachenden Geschichtsquelle wird, ist in einer von Carlo Schmid gehaltenen Rede über die zukunftsgerichtlichen Folgen enthalten, die sich aus der „Entbindung der atomaren Energie“ und aus der „Automation“, beide begriffen als „zweite industrielle Revolution“, ergeben können. Die erste industrielle Revolution war gebunden an den Standort der Kohle, mit der historischen Folge: „Nur die Länder beiderseits des Kohlegürtels sind in den letzten hundert Jahren geschichtsbestimmende Staaten geblieben oder geworden. Die anderen Staaten blieben industriell unterentwickelt, auch dann, wenn sie einstmal die Wiege unserer Kultur gewesen waren.“

Die zweite industrielle Revolution löst die alte Standortbindung in einer geschichtlich entscheidenden Weise auf. „Loslösung auch der Schwerindustrie von den Standorten der Kohle“ ist die „Umwälzung, die die Welt verändern wird.“ Und nun eröffnen sich tiefe Perspektiven. Die eine, den weltgeschichtlichen Einsichten Hans Freyers verpflichtet, ist diese, „daß Andere als die sogenannten weißen Völker die industrielle Technik nicht nur zu verwenden, sondern auch weiter zu entwickeln imstande sind, ohne an früheren Fortschritten und Ursprüngen beteiligt gewesen zu sein.“ Diese Übertragbarkeit der zweiten industriellen Revolution von Europa und Amerika nach Asien und Afrika bedeutet aber erst recht wegen des Wegfalles der mit Kohlen und Elektrizität alten Stiles verbunde-



nen Lernvorgänge eine noch kaum vorstellbare Beschleunigung des geschichtlichen Prozesses. Die unterentwickelten Länder sind zudem sozialistische oder sozialistisch tendierende Gebilde in der zeitgebundenen Form des antikolonialen Nationalismus. Wenn Schmidts Annahme richtig ist, daß diese eben dem Feudalismus entwachsenden Völker die Industrialisierung in sozialistischer Form vollziehen, so wäre der noch kohlegebundene, angeblich gesetzliche Dreischritt von Marx: Feudalismus, Kapitalismus, Sozialismus gesprengt. Und nun die Paradoxie unserer Zeit – Paradoxie deshalb, weil sie keine historische Parallele zu finden scheint. Die unterentwickelten Länder brauchen wissenschaftliche und technische Unterweisung sowie Kapital, sie bedürfen der technischen Bildung, der Sorgfalt derer, von denen sie sich zu emanzipieren wünschen. Und nun sieht es doch so aus, als ob der Kampf der großen Mächte um die Macht nicht mehr politischer Machtkampf alten Stiles bis zu den Kanonen als der *Ultima ratio regis*, sondern der Wettlauf um den Anteil sei, den die Mächte, sagen wir vereinfachend West und Ost, an der Entwicklung der Unterentwickelten nehmen. Das Zünglein an der Waage sind diese selbst, als wenn nicht mehr „Wissen“, sondern Armut, ja vielleicht Unwissenheit „Macht“ sein könne.

So befindet sich unsere Gegenwart in einer noch unabsehbaren Revolution der Produktionsverhältnisse als der großen Vereinfachung unserer Zeit. Wir befinden uns in der großen Kurve, die den Blick auf die Strecke freigibt.

Den furchtbaren Rückblick aus der Kurve hatte der größte deutsche Historiker, hatte Ranke nicht. Denn bei aller Weisheit und bei aller Riesenweite des Blicks war er doch in konservativer Selbstberuhigung in die Kurve nicht eingebogen, und er verbindet mit den „allerungeheuersten Kenntnissen“ und dem tiefsten Blick in den Graben der Französischen Revolution eine merkwürdige Zukunftsblindheit, die das gefährliche Erbe aller Ranke-Epigonie werden sollte. Burckhardt und Marx wagten den Blick aus der Kurve; der eine drohte zu verzweifeln, der andere gab eine die vergangene Geschichte vergewaltigende Interpretation – aber doch eine Interpretation. Die Kurve gibt aber den Blick nicht nur nach rückwärts, sondern auch nach vorwärts frei, einen verschobenen Blick – aber doch einen Blick. Es ist eine Binsenwahrheit, daß der Historiker kein Prophet sei, und die nach 1914 eingetretenen Überraschungen haben ältere Zuversicht des Prophezeiens erst recht entmutigt. Sprechen wir also nicht von Erkenntnis der Zukunft, sprechen wir aber von der Zukunftsahnung, ohne die keine „Theorie des gegenwärtigen Zeitalters“ bestehen kann. Die Gegenwart aber, die ohne den Blick auf die Zukunft keine Gegenwart ist, die Gegenwart ist die erste Geschichtsquelle des Historikers.

Dieses: die Gegenwart die erste Geschichtsquelle ist die Formel für den vielgeforderten Anschluß der Historie an die Soziologie. Soziologie ist für die Geschichtswissenschaft nichts anderes als die die Vergangenheit miterhellende „Theorie des gegenwärtigen Zeitalters“. Ihr Bündnis mit der Geschichtswissenschaft wird auf der Burckhardtschen *Tabula rasa* geschlossen. Der gesellschaftliche Zustand unseres Jahrhunderts ist aufgerissen wie ein aufgepflühtes Feld, und es gibt seine Schätze preis wie die Straßen der bombengetroffenen Städte die römischen Alter-

tümer. Zerklüftet, in Trümmer alter Selbstverständlichkeiten aufgelöst ist auch das Feld des geistigen, moralischen und politischen Verhaltens – sonst könnte nicht eine geistreiche Deutung der jüngsten Geschichte unter dem Titel „Der Verrat im 20. Jahrhundert“ vorgetragen werden.

Es gibt ein Bild von Georg Waitz mit der eigenhändigen Unterschrift: „Die Geschichte lehrt die Gegenwart verstehen und würdigen.“ Wer wollte diesen ehrwürdigen und, wenn er richtig verstanden würde, auch richtigen Satz nicht respektieren? Aber wer wollte diese Unterschrift nicht altfränkisch finden? Eine moderne Unterschrift würde heißen: wir verstehen die Gegenwart, um der Vergangenheit auf die Spur zu kommen.

Die Vereinfachung des „Interesses an der Geschichte“ kommt besonders den ferneren Zeiten zugute: der alten Geschichte und der Prähistorie. Natürlich haben diese Wissenschaften ihr eigenes Gesetz. Auch wenn man die Mischung von Reportage und Wissenschaftsgeheimnis ausklammert, welche „Götter, Gräber und Gelehrte“ zu Sensationen macht, so ist das Interesse des Geschichtsbewußtseins einer vereinfachenden Zeit für die großen Konturen des einfachen menschlichen Daseins zu beobachten an dem althistorischen Interessenschwerpunkt so verschiedener Geister wie Spengler und Toynbee. Was möchte der zweiten industriellen Revolution an historischen Analogien gefunden werden? Vielleicht die Weltgeschichte der großen Wanderungen und der epochemachenden einfachen Erfindungen; die Übersichtungen von Bauernvölkern durch Reiternomaden, die weltgeschichtlichen Folgen der Erfindung des Streitwagens, eine Entwicklung, wie sie der Allgemeinheit zuerst in der fragmentarischen Arbeit von Oswald Spengler über das zweite vorchristliche Jahrtausend offenbar geworden ist. In diesen Zusammenhang gehört der Drang der Zeit nach Weltgeschichten, und man wird erwarten dürfen, daß den Zeitgenossen von dem auf zehn Bände berechneten Handbuch der Weltgeschichte „Historia Mundi“ die ersten Bände die spannendsten bleiben werden, von denen der erste mit dem Beitrag eines Zoologen über die werdende Menschheit beginnt, in dem noch der zweite Band von so alten Zeiten wie der jüngeren Steinzeit und der ältesten chinesischen Geschichte ausgefüllt ist, bis mit dem dritten Bande, also mit fast einem Drittel des Gesamtumfanges, die römische Geschichte noch nicht über das vierte vorchristliche Jahrhundert hinabgeführt wird.

\*

So stößt, so stört, so fordert heraus die Geschichte die Geschichtswissenschaft. Wir aber stehen jetzt an der Wende unserer Betrachtung. Ist es die einzige Aufgabe einer Geschichtswissenschaft, die auf eine große Tradition zurückschaut, sich von der Geschichte stoßen und herausfordern zu lassen? Verpflichtet uns nichts als die geschichtliche Dynamik, der die Geschichtswissenschaft im besten Falle durch den Umsatz von Wissenschaft in Bildung, von Bildung in Verantwortung gewachsen wäre? Der von der Geschichtswissenschaft zu bewältigenden Dynamik der Geschichte, der Beunruhigung der Geschichtswissenschaft durch die Geschichte,

steht gegenüber die Beruhigung der Geschichte durch Wissenschaft. Die Geschichtswissenschaft versäumt ihren Sinn, wenn sie nicht welt-offen ist. Die Geschichtswissenschaft versäumt ihren Sinn, wenn sie nicht welt-fremd ist. Diese Paradoxie löst sich auf in einer zeitlich geordneten Veränderung, Klärung, Beruhigung des historischen Interesses, auf dem Weg von der Aktualität zum historischen Weltbild, in einem Bedeutungswandel der geschichtlichen Tatsachen. Aktualität: es ist gefordert der Bereitschaftsdienst der historischen Erudition: Ostdeutschland, Emsmündung, Südtirol. Solange es Geschichte gibt, muß die Geschichtswissenschaft Rechtsfragen und insbesondere Schuldfragen erörtern. Das Deutschland nach 1945 muß mit der Tatsache rechnen, daß die nichtdeutsche Welt auf das Recht aus der Geschichte ungern hört: das Problem des historischen Rechts wird neu umkämpft, neu durchdacht werden müssen. Unendliche Arbeit und Zeit hat der Vertrag von Versailles die Historiker gekostet. Indem aber die Kriegsschuldfrage von 1914 im Kampf der nationalen Gebundenheiten mit der Wahrheitsliebe wissenschaftlich erörtert wurde, verlor sie ihr Interesse; die Schuldfrage klärte sich zur Ursachenfrage; schließlich blieb die Frage nach der Struktur der Vorkriegspolitik und der Vorkriegswelt übrig: Politik und Kriegführung. Dem fast gesetzlichen Dreischritt von Schuldfrage, Ursachenfrage, Strukturfrage entspricht der Bedeutungswandel der sogenannten Tatsachen. Sie werden von vorwissenschaftlichen Eigenwerten – Römerzüge – zu Argumenten – Kaiserpolitik – und endlich zu Zeichen: Bedingungen feudaler Raumbherrschaft in langobardischem, fränkischem, deutschem Zusammenhang.

Die Geschichtswissenschaft ist nun aber nicht die ganze *Historia rerum gestarum*, und sie ist umgekehrt mehr als *Historia rerum gestarum*: sie ist selbst Geschichte. Der Mensch macht Geschichte, indem er sich der Vergangenheit erinnert, aber noch mehr: die Existenz des Menschen bleibt menschlich, soweit der Mensch geschichtliches Bewußtsein hat. Die Kultur lebt in der Kontinuität ihres Bewußtseins. Es ist für den dem Vergessen verfallenen Menschen ein tröstlicher Gedanke, daß die gewußte Geschichte länger ist als die geschehene, und daß die Geschichte, solange sie gewußt wird, Geschichte bleibt. Wie kurz war der Tag, da Heinrich V. den von ihm verratenen Vater in Speyer ehrte, und wie lang waren die Jahrhunderte, in denen die Armen von dem Brot gespeist wurden, das ihnen an jenem Augusttag des Jahres 1111 gestiftet wurde. Die Stiftung überlebt den Stifter.

Die Geschichtserkenntnis aber ist selbst Geschichte als die wissenschaftliche *Historia rerum gestarum*. So stellt sie uns drei Fragen: Worin besteht die Wissenschaftlichkeit der Geschichtswissenschaft? Welche Bedingungen bietet unsere Zeit der Geschichtswissenschaft für deren Entfaltung? Wie verhält sich die Geschichtswissenschaft als Antwort auf die Geschichte und die Geschichtswissenschaft als Traditionszusammenhang, wie verhalten sich Geschichtswissenschaft als politische Wissenschaft und Geschichte als wissenschaftlich begründete Rettung der geschichtlichen Tiefe menschlicher Existenz?

Wer gefragt wird, worin denn der wissenschaftliche Charakter der Geschichtswissenschaft bestehe, das Wissenschaftliche an der Geschichtswissenschaft, mag



zunächst antworten: in der Bindung an den Erkenntniszweck und an die historische Richtigkeit. Die Bindung an die Richtigkeit unterscheidet die Geschichtswissenschaft zumal von der Kunst als von der einzigen ihr ebenbürtigen Art, die Geschichte zu bewältigen. Was Schiller kann, darf Srbik nicht: die zwei Pilsener Rezesse der Wallensteinischen Offiziere in einen zusammenziehen. Was Thukydides tat, was noch Widukind von Corvey, Otto von Freising und die Humanisten taten, dürfen wir nicht: die Situation eines Augenblicks, einer geschichtlichen Erscheinung durch eine komponierte, nicht gehaltene Kunstrede bezeichnen. Wissen denn aber die Dichter nicht mehr als die Gelehrten von der Geschichte? Kann man die Zeit König Albrechts I. mit noch soviel Exaktheit wahrer schildern als Gottfried Keller in seinem „Hadlaub“? Eigentlich dasselbe meint Jacob Burckhardt: man könne der *Storia fiorentina* auf jeder Zeile etwas einwenden, „und ihr hoher, ja einziger Wert im Ganzen bliebe dennoch bestehen“. Aber die Wahrheit der Kunst und die Wahrheit des historischen Kunstwerks sind nicht die Wahrheit der Geschichtswissenschaft, weil das Wesen aller Wissenschaft steht und fällt mit der Kontrollierbarkeit ihrer Ergebnisse. Der Teppich der Wissenschaft muß so gewebt sein, daß Penelope ihn jederzeit wieder aufziehen kann. Es bleibt genug übrig für den Dienst der Kunst an Geschichte und Geschichtswissenschaft. Die Kunst der Sprache, nämlich der Gebrauch der Selbstwahrheit der Sprache für die Darlegung der Sachen — ihr wäre vieles erlaubt, bis zur Bewußtheit erneuerter *Colores rhetorici*. Die Sprachkunst gibt eine Chance, die richtige Anschauung der Dinge zu bereichern durch die rechte Benutzung des Unbeglaubigten. Ich finde kein schöneres Beispiel für das Gemeinte als Burckhardts Erzählung im 4. Bande der Griechischen Kulturgeschichte vom Tode des Antigonos Doson, der „nach Makedonien heimelt, um dort im Kampfe gegen die eingefallenen Illyrier den Genuß echten Heldentodes zu finden. Er starb mitten im Siege zu Pferde am Blutsturz (wie man in den Plauderstuben wohl hinzudichtete) mit dem Worte: ‚Welch ein schöner Tag.‘“ Indem Burckhardt die Tradition über Plutarch hinaus verwirft, bringt er sie zum Reden.

Also Bindung an die äußere Wahrheit, an die Richtigkeit. Aber an die kontrollierbare Richtigkeit können sich auch historische Darstellungen nicht wissenschaftlichen Charakters halten. So wird man die Bindung an die Quellen als Kennzeichen der Geschichtswissenschaft betrachten, nämlich die Bindung an Kritik und Interpretation der Überlieferung. Bindung an die Überlieferung und Freiheit von ihr müssen freilich im Gleichgewichte sein. Es hat keinen Sinn, auf einer Frage zu beharren, wenn damit eine sinnvoll gewordene, organisch erwachsene und darum eben geschichtliche Überlieferung verlorengeht oder verwüstet wird. Darum ist es, um ein Beispiel aus der eigenen Arbeit zu bilden, den Herausgebern der Reichtagsakten zur Pflicht gemacht, mit der Auswahl des sachlich Auszuwählenden das bewahrte Bild der überlieferten Fonds zu verbinden, nicht nur zu erkennen, was eine Handschrift von Konzils- oder Reichtagsakten für die Geschichte der Reichstage hergibt, sondern auch zu erkennen, welches Interesse die Handschrift hat entstehen lassen, was also die Handschrift selbst als ein Stück Geschichte bedeutet. Die Über-

lieferung ist nicht nur Quelle der Geschichte, die Überlieferung ist selbst Geschichte. Diese ganze Wissenschaftlichkeit aber, sachlich gebunden, quellengebunden und der Treue zur Überlieferung selbst verpflichtet, diese Geschichtswissenschaft, die so oft hinter der tieferen Wahrheit des Dichters, des Täters, auch hinter mancher Einsicht der Laien herhinkt, weil die gelehrte Vorbereitung und Sicherung der historischen Erkenntnis unendlich viel Zeit und unter sich sehr verschiedene Seelenkräfte beansprucht, diese Geschichtswissenschaft ist ein *Fatum*, ein unentrinnbares Schicksal geworden. Wir müssen die Geschichte wissenschaftlich bearbeiten, weil wir in einem wissenschaftlichen Zeitalter leben. Man mag meinen, jede Zeit wisse gleich viel Geschichte, da an Weisheit verliere, wer an Wissenschaft gewinne. Aber die Geschichtswissenschaft muß ihren ruhigen Gang gehen, damit nur wenigstens das jeweils zeitgemäße Wissen nicht geringer werde als das Wissen früherer Zeiten. Man kann meinen oder wünschen, der Mythos wisse mehr als die Historie. Aber die Zeit des Tiberius ist vorbei, da jemand erzählen konnte, soeben sei Pan gestorben.

Also Richtigkeit und Quellengemäßheit. Aber niemand wird sagen, daß diese genügen, um die Geschichtswissenschaft zur Wissenschaft zu machen.

\*

Gewiß, Geschichtswissenschaft ist Wissenschaft als rationale Disziplinierung des historischen Bewußtseins, mit all ihren Techniken, Routinen und Hilfswissenschaften; und doch, dies ist das Paradoxe, wird diese zum „Verstehen durch Übersetzung“ als ihrem unübertroffenen Endziel strebende Tätigkeit zur Wissenschaft erst dadurch, daß sie mehr will als sie leisten kann: als Frage nach dem geschichtlichen Gesamtverlauf. Und nun ist es das Merkwürdige, daß die unserem wissenschaftlichen Bedürfnis unentbehrlichen Versuche einer Gesamtdeutung der Geschichte nicht zu dem Ziel führen können, die Historie zu einer Wissenschaft zu machen. Wir wollen dabei offenbar etwas Unmögliches, aber, und darauf kommt alles an, wir müssen gerade dieses Unmögliche wollen. Über das mythische Zusammenleben mit der eigenen Vergangenheit, über das annalistische Aufzeichnen von Schrecknissen und Ruhmestaten hinaus, hinaus über die zuerst von Thukydides gemeisterte Pragmatik von Ursachen und Wirkungen, hinaus auch über das Aufspüren eines inneren Gesetzes der Volksgeschichte im „*Tantae molis erat Romanam condere gentem*“ meldet sich das Ganze der Völkergeschichte in den Sagen der Anfänge, in Kosmogonien und Götterverwandtschaften, auch in dem Modell der Kreisläufe, der Wiederkehr des Gleichen; bis sich dann der Verlauf der Geschichte streckt als die biblische Weltgeschichte von der Welterschöpfung bis zum Weltende, vom alten zum neuen Bunde, von Christi Geburt bis zu seiner Wiederkehr: immer ist die christliche Geschichte, sobald sich das Christentum mit der Geschichte einläßt, ein von den Absichten Gottes gestreckter, ein bezweckter Fortgang; und die Form, in der sich das Christentum mit der irdischen Zeit einläßt, die Kirche, hat nun sowohl ihre eigene Geschichte wie die Geschichte ihrer Auseinandersetzung mit der Welt: die an der *Historia Ecclesiastica* orientierte *Historia Profana* ist eben

unsere „Weltgeschichte“, und unsere Frage nach dem Gesamtsinn der Geschichte ist selbst eine geschichtlich gebundene, nämlich eine christliche Frage. Von ihr nehmen die nachchristlichen Geschichtsdeutungen ihren Ausgang, noch Hegel und Marx – bis dann die Vision Spenglers von den Kulturen als sich abschließender Seelenhaltungen und die Lehre Toynbees von den Zivilisationen aus der Linie ausbrechen, die eben die Geschichte nur vom christlichen Ansatz her als dem vorderasiatisch-europäischen, nach Amerika erstreckten Raum hatte durchziehen können.

Gleichviel: die Frage nach dem Sinn der Geschichte wird stets aus ganz anderen Tiefen des menschlichen Erlebens und Wollens beantwortet, als sie jemals der Geschichtswissenschaft erreichbar wären: die Frage nach dem Sinn der Geschichte ist also zwar historisch gebunden, aber nicht auf dem Boden der Geschichtswissenschaft gestellt und zu beantworten. Diese kann nichts tun, als jene Antworten, die christliche, sagen wir die Hegelsche, die Marx'sche, die Antworten Spenglers oder Toynbees abwarten, um sie zu prüfen. Denn so erhaben das Ganze der Geschichtsdeutung sein mag, es muß sich verantworten vor den einzelnen Richtigkeiten. Nun hat die Geschichtswissenschaft das bescheidene Amt der Verifizierung dessen, was Andere und Mächtigere versucht und gewagt haben. Aber die Irrtümer der großen Deutungen sind zugleich die großen Wahrheitschancen der Geschichtswissenschaft. Deswegen, weil die menschliche Wahrheit im Gegensatz zur göttlichen in die Geschichte verteilt ist; weil sie als Teilwahrheit, aber doch als Wahrheit immer dann erscheint, wenn der Mensch bis in seinen tiefsten Grund von dem getroffen ist, was ihm seine Zeit an geschichtlicher Wahrheit bietet. Er meint aus seiner wahren Gegenwartserfahrung den Sinn der Geschichte gesehen zu haben und ihn für alle Zeiten mitzuteilen. Er weiß nicht, daß er mit dem größten Aufwand an Leiden dem geschichtlich denkenden Menschen, der immer nur auf dem Wege zur Wahrheit ist, nur ein Modell gab, dessen Erprobung ein Schritt zur Wahrheit sein wird, und wenn es nur den Gewinn eines Idealtypus gälte, wie den nicht alles, aber vieles aufschließenden Begriff der „Entfremdung“ von Karl Marx oder der „Abkömmlichkeit“ von Max Weber: der eine, gewonnen im wahren Anblick frühkapitalistischer Unmenschlichkeit, der andere in der Heraufkunft einer den adligen Müßiggang tötenden arbeitenden Gesellschaft.

Aber die Geschichtswissenschaft ist noch etwas anderes, mehr und weniger als ein Korrektor von Geschichtsphilosophien oder als ein Bereich von Problemen, die idealtypisch ihrer Lösung entgegengeführt werden. Benedetto Croce hat über Burckhardts Renaissancebuch gesagt, es sei „storiografia senza problema storico“: ohne historische Problemstellung. Er hätte nicht spotten sollen. Die Geschichte ist nicht nur mehr als *Dynamik*, sie ist auch mehr als *Problematik*, sie ist in der Tat inmitten einer Fülle von Problemen und Problematiken im allerletzten Grunde „senza problema“. Das wußte Baco von Verulam, als er die Philosophie dem Denken, die Geschichte dem Gedächtnis zuordnete. Die Geschichtswissenschaft ist das wissenschaftlich disziplinierte Gedächtnis des Menschen. Dieser Satz bedeutet zugleich, daß die Geschichte nicht aufhören wird, zugleich weniger und zugleich mehr als Wissenschaft zu sein. Wir sagten: die Geschichtswissenschaft sei selbst

geschichtlich, weil Geschichtswissenschaft selbst Geschichte schafft durch Herstellung geschichtlicher Kontinuität als einer Kontinuität des historischen Bewußtseins. Wir sprachen später von Richtigkeit und Quellengemäßheit. In der Zusammenfassung jener drei Momente: geschichtlicher Charakter der Geschichtswissenschaft, Richtigkeit, Quellenprinzip wird erkannt, daß auch die gelehrte Arbeit an den Quellen mehr und etwas anderes ist als ein Mittel zur Erkenntnis. Vielmehr ist die Arbeit an den Quellen selbst, an ihrer Kritik, Interpretation, ja, Edition immer auch geschichtliche Erkenntnis selbst. Für diesen Sachverhalt gibt es ein schönes Wort von Paul Kehr, das er im Zusammenhang mit der von ihm seit September 1915 betriebenen Gründung eines Deutschen Instituts für Geschichtsforschung, des nachmaligen Kaiser-Wilhelm-Instituts für Deutsche Geschichte, niedergeschrieben hat. Die zeitgenössischen Historiker, so schreibt er dem Sinne nach in dem mir vorliegenden handschriftlichen Gutachten, seien geneigt, zum Ziele der Geschichtschreibung zu streben, ohne den dorthin führenden Weg zu achten. Gewiß sind die von Kehr gesetzten Akzente nicht mehr die unsrigen: gesetzt in einer Zeit der Sekurität, gesetzt vor den Erschütterungen unserer Generation, die zwar die von Kehr ausgesprochene Forderung nach neuer Bewältigung eines angewachsenen und komplizierten Quellenmaterials festhält, aber veranlaßt ist, die alte Forschungsarbeit von neuem in die Unruhe der Geschichtschreibung zu spannen. Und doch sagen wir mit Kehr: schon der Weg zur geschichtlichen Wahrheit enthält die geschichtliche Wahrheit selbst. Das Verhältnis des Forschers zum Geschichtschreiber ist nicht, wie oft gesagt wird, das Verhältnis des Kärners zu den bauenden Königen. Das Königsrecht der ganzen historischen Wahrheit gebührt der kleinsten historischen Forschung und der die Generationen überdauernden Konsequenz einer solchen Forschung. Es gibt eine Königspflicht der Treue, beschlossen in dem Sprüchlein, wer A sage, müsse auch B sagen. Angefangene Editionen, die angeblich nicht mehr so aktuell sind, unvollendet liegen zu lassen, ist eine Schande. Dabei müssen wir uns damit abfinden, daß wir in unserer hoch-spezialisierten Welt nicht auf den Leser, sondern auf den Benutzer warten. Wir dürfen nicht vom Deutschen Wörterbuch lassen, weil es aus dem geplanten Volksbuch eine Institution geworden ist; schon Jacob Grimm hat mit bitterem Schmerz den Übergang vom romantischen zum realistischen Zeitalter erlebt, als er feststellte, daß die deutsche Familie nicht bereit sei, sich bei der abendlichen Lampe um das Wörterbuch zu versammeln, nicht einmal von A bis Biermolke. Wie aber kann das Königsrecht der unbeirrten und ungestörten Geschichtswissenschaft bestehen? Freilich nicht als eine spätpositivistische, ihrer romantischen Wurzel längst beraubte Liebe zum Kleinen als solchem. Unsere Überzeugung von der am Wege der Forschung selbst liegenden geschichtlichen Wahrheit gilt vielmehr unter zwei Bedingungen. Die eine: das Einzelne muß vom Ganzen wissen, in der Geschichtsforschung muß die Geschichtsdeutung verborgen sein. Diese Forderung ergibt sich aus eigener Erfahrung und Schuld. Es genügt nicht, auf der einen Seite Urkunden zu kritisieren und zu edieren und auf der anderen Seite mit Kehr und seiner Generation die verschiedenen „Philosopheme“ von der Geschichte zu verachten, es ist zumal uns Epigonen der Kehr-



schen Schule nicht erlaubt, die Anmaßung des Spezialisten in die Bescheidenheit des Fachmannes zu kleiden – bis eines Tages der tüchtige Forscher, blind vor Tüchtigkeit, aus der von der Wissenschaft nicht erreichten Tiefe seines Gemütes irgendeinem Philosophen verfällt, ohne zu wissen, was sein irrationales Tun oder Lassen mit seinen Urkunden zu tun habe. Gefordert ist die Wachheit für die Tatsache, daß alle Seiten des geschichtlichen Lebens, nämlich alle Aspekte des Menschen ins Schicksal gebunden sind; auch Reimprosa und Rhetorik des Mittelalters gehören zuletzt in den Schicksalszusammenhang der allgemeinen Geschichte. Die zweite Bedingung aber ist im Bau der Welt und im Bau des menschlichen Auges begründet: Mikrokosmos, Mundus in gutta. Es ist die Bedingung des beispielhaften Lernens, der Anwesenheit des Ganzen im Einzelnen, des Großen im Kleinen; es ist die Konsequenz der Tatsache, daß alles menschliche Wissen Teilwissen ist, Wissen von Zeichen, ob man es nun goethisch sage: alles Irdische sei nur ein Gleichnis, oder mit dem Evangelium: denen aber, die draußen sind, geschieht es alles durch Gleichnisse. Wenn man im Anblick der historischen Zeitschriften verzagen möchte, dann müßte die Frage: was hat das alles miteinander zu tun, was hält das alles zusammen, was hält uns zusammen? aus dem bis jetzt Gesagten seine Antwort finden. Was verbindet den Leser Lenins, den Leser Hegels, den Leser Augustins mit dem Editor, mit dem Diplomatiker, mit dem Metriker? Doch offenbar nichts anderes als der historische Sinn. Dieser historische Sinn ist die Verpflichtung des Menschen gegenüber seiner Vergangenheit. Er ist die wissenschaftlich gefaßte Form der Dankbarkeit. Er ist das Bedürfnis und die durch Wissenschaft zu steigende und zu läuternde Fähigkeit des Menschen, im Fremden Seinesgleichen zu suchen. Darum ist Geschichte letzten Endes Selbsterkenntnis durch Erweiterung des Bekannntenkreises über den zufälligen Lebenszusammenhang der Generationen hinaus. Da man aber nur lebende Menschen lieben und hassen kann, muß man sich bei den Toten schon an ihre Werke und Worte halten. Darum ist alles historische Erkennen das Begreifen von Sachzusammenhängen. Man muß sie verstehen und übersetzen. Alles historische Erkennen ist Verstehen (Dilthey und Joachim Wach haben es uns gelehrt), und jedes historische Problem ist letzten Endes ein Übersetzungsproblem: Übersetzung eines Vergangenen ins Verständliche, eines Unverstandenen ins Gegenwärtige.

Was das aber für uns bedeutet, erfahren wir in der Antwort auf unsere oben gestellte zweite Frage: welches die Bedingungen unseres Jahrhunderts seien für die Entfaltung der Geschichtswissenschaft und des historischen Sinnes – denn dieses Beides darf ich jetzt zusammen nennen.

Ich knüpfe noch einmal an Burckhardt an, denn er hat unsere Frage an sein Jahrhundert gestellt und in seinen Vorlesungen „Über das Studium der Geschichte“, den später so genannten „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“, in klassisch gewordenen Sätzen beantwortet. Burckhardt spricht dem 19. Jahrhundert eine besondere Befähigung für das historische Studium zu. Wir fragen, in welchem Grade die „negativen und die positiven“ Förderungen, die nach Burckhardt dem historischen Studium im 19. Jahrhundert zu Gute kamen, unserem, dem 20. Jahrhundert, zur



Verfügung stehen. Burckhardt nennt zunächst „äußere“ Förderungen: die Zugänglichkeit aller Literaturen durch das viele Reisen und Sprachenlernen der neueren Welt und durch die große Ausbreitung der Philologie, ferner die Zugänglichkeit der Archive, die dem Reisen verdankte Zugänglichkeit der Denkmäler vermittelt der Abbildungen, zumal der Photographien, die massenhaften Quellenpublikationen durch Regierungen und Vereine, die jedenfalls vielseitiger und mehr auf das Geschichtliche als solches gerichtet sind, als dies bei der Kongregation von St. Maur und bei Muratori der Fall war.“

Es ist kein Zweifel, daß sich diese Bedingungen in unserem Jahrhundert nicht verschlechtert, sondern gewaltig verbessert haben. Von *inneren* Förderungen nennt Burckhardt zwei negative und zwei positive, nämlich

1. „Die Indifferenz der meisten Staaten gegen die Resultate der Forschung, von welchen sie für ihren Bestand nichts fürchten.“
2. „Die Machtlosigkeit der bestehenden Religionen und Konfessionen gegenüber jeder Erörterung ihrer Vergangenheit und ihrer jetzigen Lage.“

In diesen beiden negativen Bedingungen mag man eine Verschlechterung gegenüber dem 19. Jahrhundert feststellen: staatlicher Druck in dieser und jener Form, gesteigertes konfessionelles Interesse. Aber auf der anderen Seite sind viele Organe der Kontrolle inzwischen ausgebildet worden. An der traditionellen wissenschaftlichen Methode zerbricht zuletzt auch das stärkste politische Interesse. Was die Konfessionen anlangt, so sind sie, ich weise auf den Anfang dieses Vortrages hin, nicht mehr in dem Maße wie früher auf eine historische Begründung ihrer Überzeugungen angewiesen. Niemand kann sich herausnehmen, was Baronius und die Magdeburger sich erlaubt haben. Kein Katholik sieht sich mehr darauf angewiesen, die Echtheit der isidorischen Dekretalen zu behaupten, kein Protestant oder Liberaler wird es mehr wagen, von einer katholischen Rückständigkeit in der Erforschung der geschichtlichen Wahrheit zu sprechen.

Es folgen Burckhardts „positive“ Förderungen.

3. „Es haben sich durch den Austausch der Literaturen und durch den kosmopolitischen Verkehr des 19. Jahrhunderts überhaupt die Gesichtspunkte unendlich vervielfacht. Das Entfernte wird genähert; statt eines einzelnen Wissens um Curiosa entlegener Zeiten und Länder tritt das Postulat eines Totalbildes der Menschheit auf.“
4. „Vor allem haben die gewaltigen Änderungen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts etwas in sich, was zur Betrachtung und Erforschung des Früheren und des Seitherigen gebieterisch zwingt, selbst abgesehen von aller Rechtfertigung oder Anklage.“ Wir sehen leicht, daß sich die Befähigung zum historischen Studium im Sinne Burckhardts nicht vermindert, sondern unendlich vermehrt hat. Wir brauchen nur die Ziffer zu wechseln, um Burckhardts Satz zu wiederholen: „So haben die Studien des 20. Jahrhunderts eine Universalität gewinnen können wie die früheren nie.“

Wir können von der Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts hoch denken, auch von der deutschen. Nietzsche mit seinen Nachsprechern ist längst widerlegt,

wenn er der Geschichtswissenschaft vorwarf, sie sei darauf aus, „alles einmal Dagewesene“ zusammenzuscharren. Bedenken wir allein die Fortschritte der älteren Verfassungsgeschichte gegen den um 1900 erreichten Stand, durch die internationale Typologie im Sinne der Max Weber, Hintze und Mitteis, denken wir auf der anderen Seite an die landesgeschichtliche Vertiefung der Verfassungsgeschichte, damit zugleich an die Erhebung der Landesgeschichte zu einer hohen Wissenschaft. Aber nun wird uns etwas anderes wichtiger, das Burckhardtsche Vierte. Wieder möchte man nur die Ziffer ändern, um den Satz für uns zutreffen zu lassen: „Die gewaltigen Änderungen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts haben etwas in sich, was zur Betrachtung und Erforschung des Früheren und des Seitherigen gebieterrisch zwingt, selbst abgesehen von aller Rechtfertigung und Anklage.“ Das Vordergründige dessen, was Burckhardt meint, haben wir gewürdigt: die Gegenwart, die aufgebrochene Gesellschaft. Jetzt ist uns wichtig der Hintergrund von Burckhardts Überlegung, nämlich: die französische Revolution hat mit der alten Ordnung *Tabula rasa* gemacht. Hinter dieser Anschauung steht die allgemeine Wahrheit, daß Geschichtswissenschaft Distanz zur Geschichte sei. Sie bezahlt mit dem Preis des einfachen Lebens in den geschichtlichen Ordnungen: eine unerschütterte Adelswelt gründet weder Ritterbünde noch Adelsgesellschaften, sondern führt Fehde. Der „historische Sinn seit Herder“ ist Reflexion über bedrohte Ordnungen. Der historische Sinn des 19. Jahrhunderts, dies meint Burckhardt, wird zum wissenschaftlichen Studium durch die Erschütterung des Alten in der großen Revolution: auf der *Tabula rasa* der Gesellschaft wird die Geschichte getötet und die Geschichtswissenschaft geboren. Man möchte meinen, daß diese Burckhardtsche Bedingung auf unser Jahrhundert erst recht zuträfe. Die *Tabula rasa* ist noch glatter geworden, auf 1789 ist 1914, 1917, 1953 und 1945 gefolgt; die Geschichtswissenschaft und ihre Impulse aber leben in Bejahung und Verneinung letzten Endes jeweils von der letzten Revolution. Bleiben wir in Deutschland, so ist nun allerdings die Distanz zur Vergangenheit, die wir als Vorbedingung von Geschichtswissenschaft bezeichnet haben, durch Traditionsverlust ungeheuer gewachsen. Ein Schlagwort genügt, die Auslöschung Preußens, das Ende einer Traditionslinie der deutschen Geschichte und zugleich eine neue Aufgabe deutscher Geschichtswissenschaft, diese treibende Tradition wieder vor Anker zu legen. Offenbar sind nun doch die Bedingungen des 20. Jahrhunderts für die Geschichtswissenschaft andere und nunmehr ungünstigere geworden als die von Burckhardt dem 19. Jahrhundert zugute gehaltenen. Dieses 19. Jahrhundert bot der Geschichtswissenschaft ein Optimum damit an, daß ein Gleichgewicht bestand von Distanz zur Geschichte und Leben in der Geschichte. Dieses Gleichgewicht ist in unserem Jahrhundert gestört. Das 19. Jahrhundert hatte zwar Abstand von der Geschichte genug, um kritische Geschichtschreibung entstehen zu lassen, aber es hatte auch noch genug naives Verhältnis zur Vergangenheit, um den gelehrten Geschichtschreibern das Echo der Laienwelt zu gewähren. Man hatte eben Vergangenheit. Noch war, trotz 1848 und 1866 und 1870, das Leben leise genug, geborgen genug, um sich lesend einer Vergangenheit zuzuwenden, die als Wissen von den Vorfahren, als langsames und haftendes Erlebnis des

eigenen Lebens, als ererbtes Haus, ererbte Überzeugung, ererbter Beruf schon da war, wenn der neue Band Ranke aufgeschlagen wurde. Der moderne Mensch ist aber im Begriff, sein eigenes Leben zu vergessen. Der vorwissenschaftliche historische Sinn ist geschwächt, dieser Nährboden von Geschichtschreibung und Geschichtsforschung vielfach ausgelaut, die Traditionen schwach, unsicher, ihr Pathos verscherzt und unglaubhaft. Der Mensch ohne Geschichte aber ist der Barbar. Das 20. Jahrhundert hat es in der Barbarei weiter gebracht als das 19., und wir sehen das Verhältnis des Barbaren zur Geschichte im Licht einer neuen Erfahrung. Der Barbar, meint Burckhardt, durchbricht nie seine Kulturhülle als eine gegebene, und erst das Wissen von einer Vergangenheit mache frei von der Gebundenheit der Sitte durch Symbole etc. Heute aber, so scheint mir, ist die Aufgabe geschichtlichen Wissens nicht mehr eine solche Befreiung von ungewußter Vergangenheit, sondern umgekehrt der Ersatz der verlorenen unbewußten Bindungen durch bewußte Wissenschaft. Es herrscht hier eine schmerzliche Koinzidenz von wissenschaftlicher Sublimierung und Abschwächung des geschichtlichen Sinnes. Die bedeutende Tat der Verbindung räumlicher und zeitlicher Geschichtsbetrachtung – „Kulturströmungen und Kulturprovinzen“ – läßt so imponierende Werke historischer Synthese wie „der Raum Westfalen“ entstehen, die Arbeiten der historischen Kommissionen und landesgeschichtlichen Institute sind, noch einmal mit Burckhardt zu reden, „viel interessanter“ geworden, aber die ehrenamtlichen Pfleger des geschichtlichen Gutes im Lande werden selten.

Wir wollen hier den Anzeichen dieser geschichtlichen Entwurzelung nicht nachgehen, die in dem Marx'schen Begriff der Entfremdung und der Ortega'schen Formel vom Aufstand der Massen, also in Mediatisierung, Technisierung und Mobilisierung des Menschen am schnellsten bezeichnet werden mögen. Wir wollen uns auch vor Übertreibungen und Verallgemeinerungen hüten. Und auch einige Zuversicht mag am Platz sein. Wie der Barbar, so ist der Proletarier der Mensch ohne Geschichte. Kenner wie Franz Bednarik und Forscher wie Werner Conze und Helmut Schelsky zeigen uns die evolutionäre Auflösung des echten Proletariats. Mag in den von Bednarik gezeichneten Entwicklungen zunächst wieder ein Abbau von Tradition gegeben sein, im Absterben gewerkschaftlichen Traditionsbewußtseins innerhalb der Arbeiterjugend, es ist durchaus möglich und jedenfalls das Gegenteil durchaus nicht ausgemacht, daß in einer Arbeiterwelt, die mehr und mehr den Müßigen wie den Ungelernten ausscheidet, sich neue Traditionen bilden. Und es scheint mir wesentlich, daß nicht verwechselt werden zwei grundverschiedene, wenn auch im Zeitalter der industriellen Revolutionen in gleicher Richtung wirkende Vorgänge: Entromantisierung und Enthistorisierung unseres Daseins. Die erstere, das Ende eines romantischen Geschichtsverständnisses, ist weder aufzuhalten noch zu bedauern. Gewiß, zu unserem Traditionsverlust gehören auch die Zerstörungen unserer Altstädte, und welcher Historiker sollte St. Marien im Capitol nicht beweinen. Aber vielleicht entsteht – gewiß nicht von selbst, sondern im Kampf von Beharrung und Veränderung – ein echtes neues Traditionsbild der Stadt, das Glasbetonbau mit der Kathedrale versöhnt.

Gleichviel: unsere Zeit erlebt einen enormen Verlust an naiver geschichtlicher Tradition. Mit jedem Pferd verschwindet ein Zustand, der unsere Zeit mit der Zeit Karls des Großen noch verbindet. Das aber ist kein Grund zur Resignation, etwa im Sinne eines Nachsprechens von Burckhardts Kulturpessimismus. Es ist leicht, dem Weisen aus Basel die Klage über das radersurrende Elend nachzureden. Es ist notwendig, der radersurrenden Zeit ihre Geschichtlichkeit, nämlich ihre Menschlichkeit zu retten. Das aber ist ein Aufruf an Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht. Das *Tedium historiae* zu überwinden ist für unser fast geschichtslos gewordenes Volk eine moralische Forderung und eine Bedingung seiner Existenz. Es hat Anspruch auf die Hilfe der Geschichtswissenschaft, in deren doppelter Anstrengung: in der Antwort auf den Anruf der geschehenden Geschichte und in der Wahrung sowohl des wissenschaftlichen Traditionszusammenhangs als auch der geschichtlichen Tiefe menschlicher Existenz. Mit dem teilweisen Ausrinnen der Geschichte aus anderen Wissenschaften, mit dem Ende des Historismus und mit der Bannung der von ihm heraufbeschworenen relativistischen Gefahren fließt das Historische aller Lebens- und Wissensbereiche der Geschichte zu, und die Geschichtswissenschaft wird „unendlich viel interessanter“. In diesem Sinne heißt Kulturgeschichte nichts als Geschichte, in diesem Sinne auch könnte das bekannte Buch von Carlo Antoni: „Vom Historismus zur Soziologie“ auch heißen: „Vom Historismus zur Geschichte“; das im Unbewußten Verlorene muß im Bewußten gerettet werden, bevor es verloren bleibt. So könnte die traditionsarme Stunde unserer Geschichte eine große Zeit der Geschichtswissenschaft werden.

EDGAR R. ROSEN

## MUSSOLINI UND DEUTSCHLAND 1922–1923

### I

Eine einheitliche und geradlinige Auffassung über die von Italien einzuschlagende Deutschlandpolitik ist bei Mussolini in den Jahren vor der faschistischen Machtübernahme (1919–1922) nicht festzustellen. In erster Linie war Mussolinis Einstellung zu deutschen Fragen damals von seiner Interpretation der französisch-italienischen und englisch-italienischen Beziehungen bestimmt. Auch hier, wie in allen übrigen Fragen, zeigt sich ein ständiges Schwanken zwischen verschiedenen Lösungen und eine wesentlich opportunistische Grundhaltung.<sup>1</sup> Die kurze Zeit nach Kriegsende von Mussolini aufgestellte Forderung eines „lateinischen Blocks“

<sup>1</sup> Ennio Di Nolfo, *Mussolini antemarcia e la questione adriatica*, in: „Il Mulino“ (Bologna), Nr. 50, April 1954, S. 262 und 266. Luigi Salvatorelli, *Il Fascismo nella politica internazionale*, Modena 1946, S. 57 wendet sich dagegen, Mussolinis „national-imperialistische Außenpolitik“ vor dem Marsch auf Rom als reine Rhetorik oder einfache Demagogie anzusehen.